



Der
Traum
des
Kelten

Mario
Vargas
Llosa

Roman

Suhrkamp

SV

Mario Vargas Llosa
Der Traum des Kelten

Roman

Aus dem Spanischen von
Angelica Ammar

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
El sueño del celta, bei Alfaguara, Madrid.
© Mario Vargas Llosa, 2010

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-518-42270-0

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

*Für Álvaro,
Gonzalo und Morgana.
Und für Josefina,
Leandro, Ariadna, Aitana,
Isabella und Anaís.*

Jeder von uns ist, sukzessive, nicht *einer*,
sondern *viele*. Und diese Persönlichkeiten,
die eine aus der anderen hervorgehen,
zeigen untereinander die sonderbarsten
und verblüffendsten Kontraste.

José Enrique Rodó, *Motivos de Proteo*

Roger stand auf, wünschte dem Hausherrn eine gute Nacht und ging auf sein Zimmer. Der Sturm war vorübergezogen, doch es regnete weiter. Auf der Terrasse vor seinem Schlafzimmer hatten sich Pfützen gebildet, es roch durchdringend nach Pflanzen und feuchter Erde. Das Rumoren der Insekten war so laut, als befänden sie sich nicht im angrenzenden Busch, sondern mitten im Zimmer. Draußen wimmelte es von *Vinchucas*, schwarzen Raubwanzen, deren Kadaver am nächsten Morgen die ganze Terrasse bedecken würden. Wenn man auf sie trat, knackten sie wie Nüsse und hinterließen blutige Schlieren. Roger entkleidete sich, zog seinen Pyjama an und legte sich unter das Moskitonetz ins Bett.

Es war natürlich unbesonnen gewesen, den Konsul zu beleidigen, diesen armen, vermutlich doch gutherzigen Menschen, der ohne Komplikationen das Pensionsalter erreichen wollte, um nach England zurückkehren und sich dem Garten seines Cottage in Surrey widmen zu können. Roger sollte sich daran ein Vorbild nehmen, dann wäre auch er körperlich und seelisch in einer besseren Verfassung.

Er erinnerte sich an die langen, teilweise äußerst vergnüglichen Unterhaltungen, die er auf dem Deck der *Huayna*, dem Schiff, das sie von Tabatinga an der peruanisch-brasilianischen Grenze nach Iquitos gebracht hatte, mit dem Kautschukunternehmer Víctor Israel geführt hatte, einem maltesischen Juden, der seit vielen Jahren im Amazonasgebiet lebte. Víctor Israel kleidete sich bizarr wie für einen Kostümball, er sprach ein tadelloses Englisch und erzählte geistreich von seinem abenteuerlichen Leben, das einem Schelmenroman glich. Dabei spielten sie Poker und tranken Cognac, den der Kautschukunternehmer liebte. Er hatte die grässliche Angewohnheit, mit einer altmodischen Pistole auf die rosafarbenen Reiher zu schießen, die über das Schiff hinwegflogen, glücklicherweise traf er nur selten. Doch dann stimmte er eines Tages, aus welchem Anlass, wusste Roger nicht mehr, ein Loblied auf Julio C. Arana an. Dieser Mann rette das Amazonasgebiet aus der Barbarei, gewinne es für die moderne Welt. Er verteidigte

die Treibjagden, denen es zu verdanken sei, dass es überhaupt noch Arbeitskräfte für die Kautschukplantagen gebe. Denn das große Problem im Urwald sei der Mangel an Arbeitern zur Ernte dieser kostbaren Substanz, mit der der Schöpfer die Region beschenkt und die Peruaner gesegnet habe. Dieses »himmlische Manna« werde durch die Faulheit und Dummheit der Wilden verschwendet, die nicht als Kautschuksammler arbeiten wollten und mit Gewalt aus ihren Dörfern geholt werden müssten, was für das Unternehmen natürlich großen zeitlichen und finanziellen Aufwand bedeute.

»Nun ja, das ist ein Standpunkt«, wandte Roger ein. »Es gibt aber auch noch einen anderen.«

Víctor Israel war groß und hager, seine schulterlange Mähne war weiß meliert. Er trug eine rote Weste, darüber Hosenträger und über den Schultern ein buntes Tuch. Sein langes, knochiges Gesicht war voller Bartstoppeln, und er kniff seine kleinen dunklen Augen mephistophelisch zusammen.

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine den Standpunkt derer, die Sie als Wilde bezeichnen«, sagte Roger beiläufig, als spräche er vom Wetter oder von den Moskitos. »Versetzen Sie sich doch für einen Augenblick in ihre Lage. Seit Jahrhunderten leben sie in ihren Dörfern. Und eines schönen Tages kommen ein paar Weiße oder Mestizen mit Gewehren und Revolvern und verlangen von ihnen, dass sie ihre Familien, Hütten und Felder verlassen, um etliche Kilometer entfernt Kautschuk zu sammeln, wovon Fremde profitieren, deren einziges Argument ihre Stärke ist. Würden Sie sich unter solchen Umständen freiwillig melden, um diesen sagenhaften Kautschuk zu sammeln, Don Víctor?«

»Ich bin kein nackter Wilder, der Yacumama anbetet und seine Kinder im Fluss ertränkt, wenn sie mit einer Hasenscharte auf die Welt kommen«, entgegnete der Kautschukunternehmer mit einem gehässigen Lachen. »Wollen Sie vielleicht diese Kannibalen auf eine Stufe mit uns Pionieren, Unternehmern und Kaufleuten stellen? Wir arbeiten unter

härtesten Bedingungen, setzen unser Leben dafür aufs Spiel, aus diesem Dschungel ein zivilisiertes Land zu machen.«

»Vielleicht haben wir unterschiedliche Auffassungen von Zivilisation, mein Freund«, erwiderte Roger in dem liebenswürdigen Tonfall, der Víctor Israel ganz offensichtlich zur Weißglut brachte.

Mit ihnen saßen Walter Folk und Henry Fielgald am Pokertisch, die übrigen Kommissionsmitglieder lagen bereits in ihren Hängematten. Es war eine laue Vollmondnacht, der Amazonas schimmerte silbrig.

»Ich würde gern wissen, was Ihre Auffassung von Zivilisation ist«, grummelte Víctor Israel. Er war so erzürnt, dass Roger Zweifel kamen, ob der andere nicht plötzlich seinen altmodischen Revolver aus der Gürteltasche ziehen und auf ihn schießen würde.

»Kurz zusammengefasst, wäre es eine Gesellschaft, in der Privateigentum und individuelle Freiheit respektiert würden«, erläuterte Roger ruhig, innerlich jedoch auf der Hut. »Die britischen Gesetze verbieten den Kolonisten zum Beispiel, das Land der Eingeborenen zu besetzen. Und es steht eine Gefängnisstrafe darauf, die Eingeborenen zur Minen- oder Feldarbeit zu zwingen. Aber das ist nicht unbedingt, was Sie unter Zivilisation verstehen, habe ich recht?«

Víctor Israels magere Brust hob und senkte sich erregt unter seinem merkwürdigen hochgeknöpften Hemd mit Pluderärmeln und der roten Weste. Seine Daumen steckten in den Hosenträgern und seine Augen waren blutunterlaufen. In seinem offenen Mund drängten sich schiefe nikotinbefleckte Zähne.

»Würde man sich daran halten«, sagte er mit scharfem Spott, »müssten die Peruaner das Amazonasgebiet für die nächsten Jahrhunderte in der Steinzeit belassen. Um diese Heiden, die es bewohnen, nicht zu kränken und ihr Land nicht zu besetzen, mit dem sie selbst nichts anfangen können, weil sie faul und arbeitsscheu sind. Man müsste einen Reichtum vergeuden, der den Lebensstandard der Peruaner erhöhen und aus

Peru ein modernes Land machen könnte. Ist es das, was die britische Krone für dieses Land vorschlägt, Mr. Casement?»

»Das Amazonasgebiet birgt ganz zweifelsohne mächtige Reichtümer«, pflichtete Roger ihm unerschütterlich bei. »Natürlich soll Peru davon profitieren. Aber ohne die Eingeborenen zu missbrauchen, ohne sie wie Tiere zu jagen und zu versklaven. Vielmehr sollte die Zivilisation zu ihnen gebracht werden, in Form von Schulen, Krankenhäusern, Kirchen.«

Víctor Israel wurde von einem Lachkrampf geschüttelt.

»Aber in welcher Welt leben Sie denn, Herr Konsul!«, rief er aus und hob theatralisch seine langen knochigen Hände in die Höhe. »Man merkt, dass Sie noch nie einen Kannibalen gesehen haben. Wissen Sie, wie viele Christen hier schon verspeist wurden? Wie viele Weiße und Mestizen Lanzen und vergifteten Pfeilen zum Opfer gefallen sind? Wie viele zu Schrumpfköpfen der Shapra geworden sind? Unterhalten wir uns wieder, wenn Sie etwas mehr Erfahrung mit den Wilden haben.«

»Ich habe fast zwanzig Jahre in Afrika verbracht, solche Dinge sind mir nicht unbekannt, Mr. Israel«, sagte Roger. »Ich bin dort übrigens vielen Weißen begegnet, die genauso denken wie Sie.«

Um eine weitere Verhärtung der Fronten zu vermeiden, hatten Walter Folk und Henry Fielgald das Gespräch auf harmlosere Themen gelenkt.

In dieser schlaflosen Nacht vor der Abreise nach Putumayo, nachdem er in Iquitos zehn Tage lang alle möglichen Menschen befragt hatte, von Regierungsbeamten über Richter und Militärs bis hin zu Restaurantbesitzern, Kellnern, Fischern, Zuhältern, Herumtreibern und Prostituierten, musste sich Roger nun eingestehen, dass die überwältigende Mehrheit der Weißen und Mestizen in Iquitos, ob Peruaner oder Ausländer, dachten wie Víctor Israel. Für sie waren die Indios keine richtigen Menschen, sondern stellten eine verachtenswerte, tierähnliche Daseinsform dar. Deshalb war es aus ihrer Sicht vollkommen legitim, sie auszubeuten, auszupeitschen, in die

Kautschukstationen zu entführen oder sie zu töten wie tollwütige Hunde, wenn sie Widerstand leisteten. Dieses Bild der Eingeborenen war allgemein verbreitet, weshalb, wie schon Pater Urrutia gesagt hatte, niemand daran Anstoß nahm, dass die Bediensteten in Iquitos in der Regel geraubte und für umgerechnet ein oder zwei Pfund verkaufte Kinder waren. Er atmete tief durch. Wenn er all das in Erfahrung gebracht hatte, ohne die Stadt auch nur zu verlassen, was würde ihn dann erst in Putumayo erwarten?

Die Kommissionsmitglieder verließen Iquitos am Vormittag des 14. September 1910. Roger hatte Frederick Bishop, einen der Barbadier, die sie angehört hatten, als Dolmetscher engagiert. Bishop sprach Spanisch und versicherte, dass er die beiden in den Kautschukstationen besonders verbreiteten Eingeborenen Sprachen, Bora und Huitoto, verstehe und sich darin verständlich machen könne.

Die *Liberal*, das größte der fünfzehn Schiffe aus der Flotte der *Peruvian Amazon Company*, war in gutem Zustand. In den kleinen Kabinen hatten jeweils zwei Reisende Platz. An Bug und Heck waren Hängematten für diejenigen angebracht, die lieber unter freiem Himmel schliefen. Bishop hatte große Angst davor, nach Putumayo zurückzukehren, und bat Roger um die schriftliche Bestätigung, dass er auf der Reise unter dem Schutz der Kommission stand und danach die britische Regierung für seine Rückkehr nach Barbados aufkommen würde.

Die Fahrt von Iquitos bis La Chorrera, der größten Siedlung des riesigen Gebietes zwischen den Flüssen Napo und Caquetá, in dem die *Peruvian Amazon Company* tätig war, dauerte acht Tage, in denen sie drückender Hitze, Heerscharen von Moskitos, bohrender Langeweile und einer monotonen Landschaft und Geräuschkulisse ausgesetzt waren. Das Schiff fuhr den Amazonas flussabwärts, der kurz nach Iquitos so breit wurde, dass man kaum noch die beiden Ufer ausmachen konnte, überquerte bei Tabatinga die Grenze zu Brasilien, fuhr weiter den Yavarí hinab und über den Igarapará

zurück nach Peru. Auf diesem Streckenabschnitt rückten die Ufer wieder näher, und bisweilen baumelten Lianen und Äste der mächtigen Bäume über dem Schiffsdeck. Man sah krächzende Papageienschwärme zwischen den Wipfeln schwirren, rosa Kraniche, die sich auf einer Flussinsel geruhsam auf einem Bein stehend sonnten, gelbbraune Schildkrötenpanzer, die aus dem etwas helleren Wasser lugten, und manchmal den gezackten Rücken eines im Uferschlick dösenden Kaimans, der dann vom Schiff aus mit Gewehren und Revolvern unter Beschuss genommen wurde.

Roger verbrachte die meiste Zeit damit, seine Notizen und Aufzeichnungen zu ordnen und einen Arbeitsplan für die Monate auszuarbeiten, die sie in den Besitzungen von Julio C. Arana zubringen würden. Die Anordnungen des Foreign Office lauteten, nur die in den Kautschukstationen arbeitenden Barbadier zu befragen, die britische Staatsbürger waren, dafür die peruanischen und anderen ausländischen Arbeiter außen vor zu lassen, um die peruanische Regierung nicht zu verstimmen. Doch Roger hatte nicht vor, sich derart einschränken zu lassen. Seine Untersuchung würde ganz und gar unvollständig bleiben, wenn er nicht auch die Plantagenverwalter, ihre Jungs – die auch »Verständige« genannten, Spanisch sprechenden Indios, die die Arbeiter überwachten und die Bestrafungen vornahmen – und die Eingeborenen selbst befragte. Nur so würde er einen Einblick in die Methoden des Unternehmens bekommen und beurteilen können, inwieweit die Behandlung der Indios gegen Ethik und Gesetz verstieß.

In Iquitos hatte Pablo Zumaeta die Kommission informiert, das Unternehmen habe auf Aranas Anweisung hin einen der obersten Chefs, Señor Juan Tizón, nach Putumayo vorausgeschickt, der sie in Empfang nehmen und ihnen bei ihrer Arbeit behilflich sein sollte. Die Kommissionsmitglieder vermuteten, dass Tizón sich tatsächlich nur nach Putumayo begab, um die Spuren der Übergriffe zu tilgen und ihnen eine geschönte Wirklichkeit zu präsentieren.

Sie kamen am 22. September 1910 zur Mittagszeit in La

Chorrera an. Der Ort verdankte seinen Namen, »die Strömende«, den Stromschnellen und Wasserfällen, die durch eine jähe Verengung des Flussbettes an dieser Stelle entstanden und ein tosendes Spektakel aus Schaum und Strudeln rings um nass glänzende Felsen boten, das die träge Gleichförmigkeit des Igaraparaná durchbrach, des Nebenflusses, an dessen Ufer sich das Hauptquartier der *Peruvian Amazon Company* befand. Um von der Anlegestelle zu den Büros und Wohnquartieren von La Chorrera zu gelangen, musste man eine schlammige, von Dickicht überwucherte steile Böschung erklimmen. Die Stiefel der Reisenden versanken im Morast, und sie mussten sich zuweilen auf die indianischen Träger stützen, um nicht hinzufallen. Während sie die Männer begrüßten, die ihnen entgegenkamen, stellte Roger leicht schauernd fest, dass jeder dritte oder vierte der halbnackten Eingeborenen, die ihr Gepäck trugen oder sie vom Ufer aus neugierig betrachteten und dabei mit offenen Handflächen die Moskitos fortwedelten, auf Rücken, Hinterteilen und Schenkeln Narben aufwies, die nur von Peitschenhieben stammen konnten. Der Kongo, o ja, überall der Kongo!

Juan Tizón war ein großer, überaus höflicher Mann um die fünfzig, ganz in Weiß gekleidet und mit aristokratischen Manieren, der gut genug Englisch sprach, um sich mit ihnen verständigen zu können. Sein glatt rasiertes Gesicht, sein gestutzter Schnurrbart, seine gepflegten Hände und seine Kleidung verrieten sofort, dass er hier, mitten im Dschungel, nicht in seinem Element war, sich für gewöhnlich in städtischen Büros und Salons bewegte. Er hieß sie willkommen und stellte ihnen seinen Begleiter vor, dessen Name allein in Roger Abscheu hervorrief: Víctor Macedo, Verwalter von La Chorrera. Der zumindest hatte nicht das Weite gesucht! Die Artikel von Saldaña Roca und die von Hardenburg hatten ihn als einen der blutrünstigsten Statthalter Aranas in Putumuayo ausgewiesen.

Roger musterte ihn, während sie die Böschung hinaufkletterten. Macedo war ein nicht besonders großer, kräftiger

Mann undefinierbaren Alters mit der hellen Haut eines Mes-tizen, aber den etwas orientalischen Zügen und der platten Nase der Eingeborenen. Zwischen seinen breiten, stets leicht geöffneten Lippen funkelten zwei oder drei Goldzähne, sein Gesichtsausdruck war hart, wettergegerbt. Anders als die Neuankömmlinge stieg er den steilen Abhang ohne Mühe hinauf. Er sah sein Gegenüber nie direkt an, als fürchte er den Augenkontakt oder weiche dem gleißenden Sonnenlicht aus. Tizón war nicht bewaffnet, doch in Víctor Macedos Gürtel steckte ein Revolver.

Auf der weitläufigen Lichtung standen mehrere Holzhäuser auf Pfählen – dicke Baumstämme oder Zementsäulen –, die größeren mit Balkonen im Obergeschoss und Zinkdächern, die kleineren waren mit Palmblattdächern gedeckt. Tizón deutete erklärend um sich: »Dort sind die Büros«, »Hier sind die Kautschuklager«, »In diesem Haus beziehen Sie Unterkunft«, doch Roger hörte ihm kaum zu. Er beobachtete die Gruppen halb oder ganz nackter Eingeborener, die ihnen gleichgültige Blicke zuwarfen oder es vermieden, in ihre Richtung zu schauen. Ausgemergelte Männer, Frauen und Kinder mit dünnen Beinen und gelblich blasser Haut. Manche hatten bemalte Wangen und Brüste, andere Einschnitte und Ringe in Lippen und Ohren, die Roger an die afrikanischen Eingeborenen erinnerten. Doch hier gab es keine Schwarzen. Die vier Mulatten und Dunkelhäutigen, die er zu Gesicht bekam, trugen Hosen und Stiefel und gehörten vermutlich dem Kontingent aus Barbados an. Die Jungs erkannte er sofort, barfüßige Indios, die ihre Haare nach »Christenart« geschnitten hatten, mit Hosen und Hemden bekleidet waren und Knüppel und Peitschen am Gürtel trugen.

Während die übrigen Kommissionsmitglieder sich jeweils zu zweit ein Zimmer teilen mussten, hatte Roger das Privileg eines Einzelzimmers. Es war ein kleiner Raum mit einer Hän-gematte statt eines Bettes und einer Kleidertruhe, die gleichzeitig als Schreibtisch diente. Auf einem schmalen Tischchen standen eine Waschschüssel, ein Krug und ein Spiegel. Man

erklärte ihm, unten neben dem Eingang gebe es eine Latrine und eine Dusche. Roger stellte rasch seine Sachen ab und informierte Juan Tizón, ehe sie sich zum Mittagessen setzten, er wolle noch am selben Nachmittag damit beginnen, alle aus Barbados stammenden Arbeiter in La Chorrera zu befragen.

Inzwischen machte ihm der ranzige Geruch zu schaffen, wie von fauligen Pflanzen, der La Chorrera bis in den letzten Winkel durchdrang und ihn während seines dreimonatigen Aufenthalts in Putumayo unablässig begleiten sollte, ohne dass er sich je daran gewöhnte. Ein Übelkeit erregender Gestank, der in der Luft zu hängen, von der Erde, den Dingen und den Menschen auszugehen schien und der für Roger zum Symbol für die Bosheit und das Leid wurde, die hier herrschten. »Sonderbar«, sagte er am Tag ihrer Ankunft zu Juan Tizón, »im Kongo war ich oft in Kautschukstationen und Kautschuklagern. Aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass der kongolesische Latex einen so starken, unangenehmen Geruch verströmt hätte.« »Es sind unterschiedliche Arten«, erklärte ihm Tizón. »Dieser hier riecht stärker, ist aber auch resistenter als der afrikanische Kautschuk. In die nach Europa verfrachteten Bündel wird Talk gestreut, um die Ausdünstungen zu mildern.«

In der gesamten Region von Putumayo waren einhundertsechundneunzig Barbadier registriert, davon befanden sich in La Chorrera jedoch nur sechs. Zwei von ihnen hatten sich gleich kategorisch geweigert, mit Roger zu sprechen, obwohl dieser ihnen durch Bishop versichern ließ, dass ihre Aussagen streng vertraulich behandelt würden, keine unangenehmen Folgen für sie hätten und er sich persönlich darum kümmern würde, sie nach Barbados zurückzuschicken, sollten sie nicht länger für Aranas Unternehmen arbeiten wollen.

Die vier, die einer Unterredung zustimmten, waren seit fast sieben Jahren in Putumayo und hatten auf verschiedenen Plantagen als Aufseher gearbeitet, damit standen sie hierarchisch zwischen den Verwaltern und den Jungs. Der erste, mit dem er sich unterhielt, war Donal Francis, ein großer kräftiger

Schwarzer, der hinkte, ein trübes Auge hatte und so nervös und misstrauisch war, dass Roger, wie er sogleich ahnte, nicht viel aus ihm herausbekam. Francis antwortete einsilbig und stritt alle Anschuldigungen ab. Glaubte man seinen Worten, kamen in La Chorrera Vorsteher, Angestellte und »sogar Wilde« bestens miteinander aus. Es gab keine Probleme und erst recht keine Gewalt. Er war gut abgerichtet worden, was er vor der Kommission aussagen durfte und wie er sich zu verhalten hatte.

Roger war schweißüberströmt. Er trank etwas Wasser. Würden die Anhörungen der übrigen Barbadier ebenso nutzlos sein? Nein, das waren sie nicht. Philip Bertie Lawrence, Seaford Greenwich und vor allem Stanley Sealy nahmen, nachdem ihre anfängliche Befangenheit von Rogers Versprechen im Namen der britischen Regierung, sie nach Barbados zurückzuschicken, überwunden worden war, kein Blatt vor den Mund und beschuldigten sich dabei selbst bisweilen so heftig, als könnten sie es kaum erwarten, ihr Gewissen zu erleichtern. Stanley Sealy veranschaulichte seine Aussage mit derart konkreten Beispielen und Ausführungen, dass Roger trotz seiner langen Erfahrung mit der menschlichen Grausamkeit zwischendurch von einer Übelkeit und Beklemmung übermannt wurde, die ihm den Atem raubten. Als der Barbadier geendet hatte, war die Nacht hereingebrochen. Das Summen der Insekten war ohrenbetäubend. Zu zweit hatten sie eine Packung Zigaretten geraucht. In der zunehmenden Dunkelheit konnte Roger schon nicht mehr die Züge des kleinen Mulatten Stanley Sealy ausmachen, nur die Umrisse seines Kopfes und seiner muskulösen Arme waren erkennbar. Er war noch nicht lange in La Chorrera. Zuvor hatte er zwei Jahre auf der Plantage Abisinia als rechte Hand der Vorsteher Abelardo Agüero und Augusto Jiménez gearbeitet und davor auf Matanzas mit Armando Normand. Sie saßen schweigend auf der Holzbank der Veranda vor Rogers Schlafzimmer. Die Moskitos stachen Roger in Gesicht, Hals und Arme, doch ihm fehlte die Energie, sie zu verscheuchen.

Plötzlich bemerkte er, dass Sealy weinte. Er hielt sich die Hände vors Gesicht und schluchzte leise, seine Brust bebte in tiefen Seufzern. Roger sah die Tränen in seinen Augen schimmern.

»Glaubst du an Gott?«, fragte Roger. »Bist du religiös?«

»Als Kind war ich das, glaube ich«, brachte der Mulatte mit brüchiger Stimme hervor. »In St. Patrick, wo ich geboren bin, hat mich meine Patin sonntags in die Kirche mitgenommen. Jetzt weiß ich nicht.«

»Ich frage dich das, weil es dir vielleicht hilft, zu Gott zu sprechen. Ich meine nicht beten, sondern zu ihm zu sprechen. Versuch es. Genauso offen, wie du mit mir gesprochen hast. Erzähl ihm, was du fühlst, warum du weinst. Er kann dir in jedem Fall besser helfen als ich. Ich wüsste nicht, wie, ich fühle mich ebenso niedergeschmettert wie du, Stanley.«

Wie auch Philip Bertie Lawrence und Seaford Greenwich war Stanley Sealy bereit, seine Aussage vor den Kommissionsmitgliedern, sogar in Gegenwart von Juan Tizón, zu wiederholen. Immer unter der Bedingung, dass Roger anwesend wäre und er mit ihm nach Iquitos und von dort aus nach Barbados fahren könnte.

Roger trat in sein Zimmer, zündete die Öllampe an, zog sich das Hemd aus und wusch sich an der Waschschüssel Brust, Achselhöhlen und Gesicht. Er hätte gern geduscht, doch dafür hätte er nach unten ins Freie gehen müssen und sein Körper wäre von den Moskitos noch schlimmer zerstochen worden.

Er ging zum Abendessen hinunter in das ebenfalls mit Öllampen erleuchtete Speisezimmer. Seine Reisegefährten standen mit Juan Tizón zusammen und tranken lauwarmen Whisky mit Soda. Drei oder vier halbnackte eingeborene Bedienstete trugen gebratenen und gegarten Fisch, gekochten Maniok, Süßkartoffeln und Maismehl herein, das über die Speisen gestreut wurde wie in Brasilien das *Farinha*. Zwei weitere Bedienstete verscheuchten mit Strohwedeln die Fliegen.

»Wie ist es Ihnen mit den Barbadiern ergangen?«, fragte Juan Tizón und reichte ihm ein Glas Whisky.

»Besser, als ich gedacht hätte, Señor Tizón. Ich hatte Angst, sie würden sich nicht trauen, den Mund aufzumachen. Aber es haben ganz im Gegenteil drei von ihnen völlig offen gesprochen.«

»Ich hoffe, Sie setzen mich über die Klagen in Kenntnis, die Ihnen zu Ohren kommen«, sagte Tizón halb im Spaß. »Das Unternehmen möchte verbessern, was es zu verbessern gibt. Das ist seit jeher Señor Aranas Politik gewesen. Wie auch immer, ich nehme an, Sie haben Hunger. Zu Tisch, meine Herren!«

Sie setzten sich und bedienten sich aus den verschiedenen Schalen. Die Kommissionsmitglieder hatten nachmittags die Installationen von La Chorrera besichtigt und mit Bishops Hilfe Verwaltungs- und Lagerangestellte befragt. Alle wirkten matt und wenig gesprächig. Ob ihre Eindrücke von diesem ersten Tag so deprimierend waren wie seine eigenen?

Juan Tizón bot Wein an, doch da er gleichzeitig darauf hinwies, dass der französische Wein durch Transport und das lokale Klima manchmal sauer wurde, blieben alle beim Whisky.

Während des Essens sagte Roger mit einem Blick auf die Indios, die sie bedienten:

»Ich habe gesehen, dass viele Indios in La Chorrera Narben auf Rücken, Hintern und Schenkeln haben. Dieses Mädchen da, zum Beispiel. Wie viele Hiebe bekommen sie normalerweise, wenn sie ausgepeitscht werden?«

Ein tiefes Schweigen entstand, man hörte nur mehr das Knistern der Öllampen und das Sirren der Insekten. Alle sahen Juan Tizón ernst an.

»Die meisten dieser Narben fügen sie sich selbst zu«, behauptete er. »Diese Stämme haben ziemlich barbarische Initiationsriten, wie Sie wissen, sie bohren sich Löcher in Wangen, Lippen, Ohren und Nase, um Ringe, Zähne und alles Mögliche durchzustecken. Ich gebe zu, dass einige Narben auch von Aufsehern stammen können, die sich nicht an die Richtlinien

der Gesellschaft gehalten haben. Unsere Satzungen verbieten allerdings kategorisch jegliche Form der physischen Bestrafung.«

»Das war nicht meine Frage, Señor Tizón«, sagte Roger. »Aber abgesehen davon wundert es mich, dass die Indios unter ihren vielen Narben nicht auch das Brandmal der Gesellschaft tragen.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte Tizón und senkte seine Gabel.

»Die Barbadier haben mir erklärt, dass viele Eingeborene mit den Initialen der Gesellschaft gebrandmarkt sind: CA, Casa Arana. Wie Kühe, Pferde oder Schweine. Damit sie nicht weglaufen oder von den kolumbianischen Kautschukunternehmern geraubt werden. Die Barbadier haben das vielfach selbst getan, die Zeichen eingebrannt oder mit dem Messer eingeritzt. Doch bisher habe ich keinen Indio mit einem solchen Mal gesehen. Was ist aus ihnen geworden, Señor Tizón?«

Da verlor Juan Tizón mit einem Schlag die Fassung und seine vornehmen Manieren. Sein Gesicht war rot angelaufen, und er bebte vor Empörung.

»Ich verbitte mir diesen Tonfall«, rief er in einer Mischung aus Spanisch und Englisch. »Ich bin hier, um Ihnen bei Ihrer Arbeit zu helfen, nicht, um mir Ihre sarkastischen Bemerkungen anzuhören.«

Roger nickte gelassen.

»Verzeihen Sie«, sagte er ruhig. »Es ist nur so, dass ich im Kongo zwar Zeuge unsagbarer Grausamkeit wurde, gebrandmarkt Menschen habe ich indes noch nie gesehen. Aber ich bin mir sicher, dass Sie für solche Schandtaten keine Verantwortung tragen.«

»Selbstverständlich trage ich keine Verantwortung für irgendwelche Schandtaten«, erhob Tizón heftig gestikulierend wieder die Stimme. Unbeherrscht sprang sein Blick hin und her. »Wenn sie begangen werden, dann kann die Gesellschaft nichts dafür. Sehen Sie nicht, wo Sie hier sind, Señor Case-

ment? Hier gibt es keine Obrigkeit, weder Polizei noch Richter, noch sonst jemanden. Die Vorsteher, Aufseher und ihre Helfer, die hier arbeiten, sind raue Männer, vom Urwald abgehärtete Abenteurer, oft Analphabeten. Manchmal greifen sie zu Methoden, die einen zivilisierten Menschen abstoßen, das weiß ich wohl. Wir tun, was wir können, glauben Sie mir. Señor Arana sieht das ganz wie Sie. Jeder, der irgendeinen Verstoß begangen hat, wird entlassen. Ich decke keine Ungerechtigkeiten, Señor Casement. Ich habe einen achtbaren Namen, bin ein praktizierender Katholik, meine Familie ist eine der angesehensten des Landes.«

Roger dachte, dass Juan Tizón vermutlich glaubte, was er sagte. Sicherlich war er ein guter Mensch, der einfach nicht wusste oder nicht wissen wollte, was sich hier abspielte. Sicherlich verfluchte er den Tag, an dem Julio C. Arana auf die Idee gekommen war, ihn in diesen gottverlassenen Winkel der Erde zu schicken, wo er sich nun zahllosen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sah.

»Wir müssen zusammenarbeiten«, wiederholte Tizón etwas ruhiger und mit ausschweifenden Handbewegungen. »Was schlecht läuft, werden wir korrigieren. Die Angestellten, die sich Vergehen haben zuschulden kommen lassen, werden bestraft. Mein Ehrenwort! Ich bitte Sie nur, in mir einen Freund zu sehen, der auf Ihrer Seite steht.«

Wenig später entschuldigte sich Tizón, er fühle sich nicht wohl, und mit einem Gutenachtgruß verließ er den Raum.

»Gebrandmarkt wie Tiere?«, murmelte der Botaniker Walter Folk skeptisch. »Kann das wahr sein?«

»Drei der vier Barbadien, die ich befragt habe, haben es mir versichert«, erwiderte Roger. »Stanley Sealy gibt an, in der Station Abisinia habe er es auf Befehl seines Chefs, Abelardo Agüero, selbst getan. Aber die Brandmarkung finde ich gar nicht das Schlimmste. Ich habe heute Nachmittag noch schau- rigere Dinge gehört.«

Das Essen rührte keiner mehr an, sie unterhielten sich aber weiter, bis die beiden Whiskyflaschen leer waren. Die Kom-

missionsmitglieder waren schockiert über die Narben auf den Körpern der Eingeborenen und den Fußblock, den sie in einem der Kautschukschuppen von La Chorrera entdeckt hatten. In Anwesenheit des unangenehm berührten Tizón hatte Bishop ihnen erklärt, wozu dieser mit Seilen versehene Holzkasten diene. Durch die Löcher wurden die Hände und Füße des zu bestrafenden Eingeborenen gesteckt, so dass er hocken musste und weder Arme noch Beine bewegen konnte. Um die Qual zu verstärken, wurden die Löcher enger gestellt oder das Folterinstrument wurde mit Seilen in die Höhe gezogen. Bishop ergänzte, der Fußblock stehe in allen Stationen in der Mitte des Hauptplatzes. Sie fragten einen der im Lager arbeitenden Verständigen, wann die Vorrichtung in den Schuppen geschafft worden sei. »Am Vorabend Ihrer Ankunft«, lautete die Antwort.

Sie beschlossen, dass die Kommission am nächsten Tag ebenfalls Philip Bertie Lawrence, Seaford Greenwich und Stanley Sealy anhören würde. Seymour Bell schlug vor, Tizón dazu einzuladen. Die Meinungen gingen auseinander, vor allem Walter Folk befürchtete, dass die Barbadier in Anwesenheit eines so ranghohen Vorgesetzten ihre Aussagen zurückziehen würden.

In dieser Nacht tat Roger kein Auge zu. Er machte sich Notizen zu den Gesprächen mit den Barbadiern, bis das Öl in der Lampe ausging. Dann legte er sich in die Hängematte, nickte für Momente ein und wachte kurz darauf mit schmerzenden Gliedern und ungutem Gefühl wieder auf.

Und die *Peruvian Amazon Company* war ein britisches Unternehmen! In ihrem Vorstand saßen beispielsweise Sir John Lister-Kaye, Baron von Souza-Deiro, John Russell Gubbins und Henry M. Read, allesamt in der Geschäftswelt und Londoner City sehr respektierte Persönlichkeiten. Was würden diese Kompagnons von Julio C. Arana sagen, wenn sie in dem Bericht, den er der Regierung vorlegen würde, zu lesen bekämen, dass das Unternehmen, das sie mit ihrem Namen und ihrem Geld legitimiert hatten, Sklaverei praktizierte,

Kautschuksammler und Bedienstete mittels Treibjagden beschaffte, bei denen bewaffnete Schurken Männer, Frauen und Kinder einfingen und in die Kautschukstationen entführten, wo sie auf ruchlose Weise ausgebeutet, in den Fußblock gesteckt, mit Feuer und Messer gebrandmarkt und bis aufs Blut ausgepeitscht wurden, wenn sie nicht alle drei Monate mindestens dreißig Kilogramm Kautschuk ablieferten. Roger war im Londoner Geschäftssitz der *Peruvian Amazon Company* im Salisbury House gewesen. Eindrucksvolle Räumlichkeiten, an einer Wand hing ein Landschaftsbild von Gainsborough, uniformierte Sekretärinnen, dicke Teppiche, Ledersofas für die Besucher und ein Schwarm von Schreibern in gestreiften Hosen, schwarzen Überröcken, steifen weißen Hemdkragen und kurzen Krawatten, die Buch führten, Telegramme versandten und empfingen, die stinkenden, mit Talk bestäubten Kautschukladungen in die Industriestädte ganz Europas verkauften. Während am anderen Ende der Welt in Putumayo Huitotos, Ocaimas, Muinanes, Nonuyas, Andoques, Rezígaros und Boras nach und nach ausgerottet wurden, ohne dass dies irgendjemanden groß zu kümmern schien.

»Warum haben diese Eingeborenen nicht versucht, zu rebellieren?«, hatte Walter Folk beim Abendessen gefragt und selbst hinzugefügt: »Natürlich, sie haben keine Feuerwaffen. Aber es sind sehr viele, sie könnten sich erheben und ihre Peiniger durch ihre schiere Anzahl überwältigen, auch wenn einige dabei umkommen würden.« Roger antwortete ihm, das sei nicht so leicht. Sie rebellierten aus denselben Gründen nicht wie die Kongolesen. Es gab wenige Ausnahmen von dieser Regel, lediglich selbstmörderische Versuche von Einzelpersonen oder kleinen Gruppen. Denn in einem so unerbittlichen System der Ausbeutung wurde der Geist noch vor dem Körper zerstört. Die Gewalt, deren Opfer die Eingeborenen waren, brach ihren Willen zum Widerstand, ihren Überlebensinstinkt, verwirrte und verängstigte sie, verwandelte sie in bloße Automaten. Für viele war das, was ihnen zustieß, nicht der Bosheit konkreter Menschen zuzuschreiben, sondern einer

mythischen Katastrophe, einem Fluch der Götter, einer Bestrafung, der man nicht entrinnen konnte.

Allerdings entdeckte Roger nun in Putumayo, in seinem Dossier über das Amazonasgebiet, dass die Boras der Station Abisinia vor einigen Jahren sehr wohl den Versuch einer Rebellion unternommen hatten. Doch davon wollte niemand sprechen. Keiner der Barbadier hatte es erwähnt. Der junge Bora-Häuptling Katenere hatte dort eines Nachts mit einer kleinen Gruppe Männer seines Stammes die Gewehre der Vorsteher und Verständigen gestohlen, Bartolomé Zumaeta, einen Verwandten Pablo Zumaetas, getötet, weil der einmal im Suff seine Frau vergewaltigt hatte, und war im Busch verschwunden. Die Gesellschaft setzte ein Kopfgeld auf ihn aus. Mehrere Suchexpeditionen wurden ausgesandt. Fast zwei Jahre lang blieb er unauffindbar. Bis er von einem anderen Indio verraten wurde, der ein paar Kopfgeldjäger zu der Hütte führte, in der sich Katenere mit seiner Frau versteckt hielt. Der Häuptling konnte entkommen, doch seine Frau wurde gefasst. Der Vorsteher Vázquez vergewaltigte sie höchstpersönlich vor aller Augen und steckte sie in den Fußblock. Mehrere Tage kauerte sie dort ohne Wasser und Nahrung, von Zeit zu Zeit wurde sie ausgepeitscht. Bis eines Nachts der Häuptling erschien. Zweifellos hatte er die Folter seiner Frau aus dem Dickicht beobachtet. Er überquerte die Lichtung, warf das Gewehr weg, das er bei sich trug, und kniete sich unterwürfig neben den Fußblock, in dem seine sterbende oder bereits tote Frau befestigt war. Vázquez befahl den Verständigen schreiend, nicht auf ihn zu schießen. Er selbst stach Katenere mit einem Draht die Augen aus. Dann ließ er ihn gemeinsam mit seiner Frau bei lebendigem Leib verbrennen, in einem Kreis aus Indios der Umgegend. Hatte es sich so zugetragen? Das schaurig romantische Ende mochte dem in diesen Breitengraden verbreiteten Gefallen an makabren Geschichten geschuldet sein. Doch es blieben das Symbol und das Exempel: Ein Eingeborener hatte rebellierte, den Unterdrücker bestraft und war gestorben wie ein Held.

Kaum war die Sonne aufgegangen, ging Roger nach draußen und kletterte die Böschung zum Fluss hinunter. Er fand eine kleine Bucht, die Schutz vor der Strömung bot, und badete nackt. Das kalte Wasser war wie eine Massage. Erfrischt und gestärkt kleidete er sich wieder an. Auf dem Rückweg ging er an dem Wohnviertel der Huitotos vorbei. Ihre runden Hütten, mit Lianen zusammengehaltene Palmholzbretter, die mit geflochtenen Elfenbeinpalmblättern gedeckt waren, standen zwischen Feldern mit Maniok, Mais und Bananenbäumen verstreut. Er begegnete ausgezehrten Frauen mit Kindern auf dem Rücken – keine erwiderte sein nickendes Grüßen –, aber nicht einem einzigen Mann. In seiner Unterkunft legte eine Indiofrau mit grünen und blauen Strichen im Gesicht ihm gerade die Kleidung hin, die er am Vortag in die Wäsche gegeben hatte. Er fragte sie, was er ihr schuldig sei, worauf die junge Frau ihn verständnislos ansah. Er bat Frederick Bishop, ihr die Frage auf Huitoto zu übersetzen, doch sie schien weiterhin nicht zu verstehen, was er meinte.

»Sie schulden ihr nichts«, sagte Bishop. »Hier gibt es kein Geld. Außerdem ist sie eine der Frauen des Vorstehers von La Chorrera, Víctor Macedo.«

»Wie viele hat er denn?«

»Im Moment fünf«, entgegnete der Barbadier. »Als ich hier noch arbeitete, waren es mindestens sieben. Er hat sie inzwischen ausgewechselt. Das ist so üblich.«

Grinsend machte er einen Witz, über den Roger nicht lachen konnte:

»Bei diesem Klima brauchen die Frauen sich so schnell auf wie Kleidung. Man muss sich von Zeit zu Zeit neue zulegen.«

Die nächsten zwei Wochen ihres Aufenthaltes in La Chorrera, bevor die Kommission zur Plantage Occidente weiterziehen würde, sollten Roger als die geschäftigsten der ganzen Reise in Erinnerung bleiben. Zur Zerstreuung schwamm er im Fluss, an Stellen mit geringer Strömung und an kleineren Wasserfällen, unternahm lange Wanderungen durch den Wald, fotografierte, und am späten Abend spielte er mit seinen

Gefährten Bridge. Doch einen Großteil seiner Zeit brachte er mit Nachforschungen zu, er befragte die Leute vor Ort, hielt seine Eindrücke fest und besprach sie mit den anderen.

Entgegen ihrer Befürchtungen ließen sich Philip Bertie Lawrence, Seaford Greenwich und Stanley Sealy nicht durch Juan Tizóns Anwesenheit einschüchtern. Vor ihm und der versammelten Kommission bestätigten sie, was sie Roger erzählt hatten und ergänzten ihre Aussagen mit weiteren blutigen Episoden. Bisweilen sah Roger während der Befragungen das eine oder andere Kommissionsmitglied erleichen.

Hinter ihnen saß Juan Tizón, hörte schweigend zu und machte sich in einem kleinen Heft Notizen. In den ersten Tagen versuchte er nach jeder Anhörung, die Aussagen über Folterungen, Morde und Verstümmelungen herunterzuspielen und in Frage zu stellen. Doch nach dem dritten oder vierten Tag schlug etwas in ihm um. Bei den Mahlzeiten aß er kaum noch einen Bissen, und wenn jemand sich an ihn wandte, antwortete er mit einem einsilbigen Murmeln. Als sie am fünften Tag vor dem Essen einen Aperitif tranken, platzte es aus ihm heraus: »Das hier übersteigt jegliches Vorstellungsvermögen. Ich schwöre Ihnen bei meiner seligen Mutter, bei meiner Frau und meinen Kinder, die mir das Liebste auf der Welt sind, dass ich keine Ahnung hatte, was hier vorgeht. Ich bin ebenso entsetzt wie Sie. Was wir zu hören bekommen, macht mich krank. Mag sein, dass die Anschuldigungen dieser Barbadier, die sich bei Ihnen einschmeicheln wollen, etwas übertrieben sind. Aber selbst dann haben wir es immer noch mit unentschuld-baren, unmenschlichen Verbrechen zu tun, die geahndet und bestraft werden müssen. Ich schwöre Ihnen, dass ich ...«

Seine Stimme versagte, und er ließ sich auf einen Stuhl sinken. Eine ganze Weile saß er mit gesenktem Kopf da, sein Glas in der Hand. Er stammelte, weder Julio C. Arana noch seine leitenden Mitarbeiter in Iquitos, Manaus und London hätten die leiseste Ahnung, was hier geschehe. Er selbst werde als Allererster fordern, dem ein Ende zu machen. Roger war zunächst beeindruckt von diesen Worten, letztlich klangen sie

ihm jedoch nicht völlig entschlossen. Vermutlich kam Tizón seine Abhängigkeit in den Sinn, vielleicht dachte er an die Zukunft seiner Familie, was letztlich nur menschlich war. Ungeachtet dessen verhielt sich Juan Tizón von diesem Tag an nicht mehr wie ein leitender Angestellter der *Peruvian Amazon Company*, sondern wie ein weiteres Kommissionsmitglied. Er stand der Kommission diensteilig und hilfsbereit zur Seite, brachte oft selber neue Informationen ein. Und stets mahnte er zur Vorsicht. Er war argwöhnisch geworden, misstraute allen und jedem. Da sie nun wüssten, was sich hier zutrage, befinde sich ihrer aller Leben in Gefahr, vor allem das des Generalkonsuls. Er war beständig auf der Hut, befürchtete, Víctor Macedo könnte erfahren, was die Barbadier enthüllt hatten. In diesem Fall sei nicht auszuschließen, dass dieses Individuum, um zu vermeiden, der Polizei übergeben und vor Gericht gestellt zu werden, sie in einen Hinterhalt locken und töten und danach behaupten würde, sie seien von den Wilden umgebracht worden.

Das Ganze nahm eine neue Wendung, als es eines Morgens noch vor Sonnenaufgang an Rogers Zimmertür klopfte. Roger öffnete, und vor ihm stand Donal Francis, der Barbadier, der bis dahin versichert hatte, es gebe keinen Grund zur Beanstandung. Er schien ängstlich und flüsterte, er habe nachgedacht und wolle nun doch die Wahrheit sagen. Roger ließ ihn herein, da Donal fürchtete, auf der Terrasse könne man sie hören. Sie setzten sich auf den Boden, und Donal begann mit dem Geständnis, er habe aus Angst vor Víctor Macedo gelogen. Dieser habe ihm gedroht, dass er, sollte er den Engländern etwas von den wahren Zuständen verraten, Barbados niemals wiedersehen würde, weil er, Víctor Macedo, ihm höchstpersönlich die Hoden abschneiden, ihn nackt an einen Baum fesseln und den Blattschneiderameisen zum Fraß überlassen würde. Roger beruhigte ihn. Gemeinsam mit den anderen Barbadiern würde man ihn nach Bridgetown zurückbringen. Allerdings müsse Francis seine Aussage vor der Kommission und Tizón machen.